

Klein, W. (2007). Zwei Leitgedanken zu "Sprache und Erkenntnis". *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 145, 9-43.

Wolfgang Klein

Zwei Leitgedanken zu "Sprache und Erkenntnis"

τοῦ λόγου δὲ ἑόντος ξυνοῦ ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς
ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν.

eigene

Gemeinsamen logos seiend leben die vielen als eine
Einsicht habende.

Heraklit, fr. 2

I Einleitung

Das ist schönes Griechisch und scheußliches Deutsch; aber wenn immer man versucht, die Worte des dunklen Philosophen aus Ephesos in eine andere Sprache zu übersetzen, gerät man unweigerlich in die große Schwierigkeiten. Hier sind ein paar mehr oder minder willkürlich ausgesuchte Versuche, seine Worte in eine neuere Sprache zu übertragen:

"obwohl aber das Wort allverbindend ist, leben die Vielen, als ob sie eine eigene Einsicht hätten"

"Obgleich aber das Weltgesetz (Logos) allen gemeinsam ist, leben doch die Vielen, als ob sie eine eigene Denkkraft hätten."

"Though wisdom is common, yet the many live as if they had a wisdom of their own."

"Although logos is common to all, most people live as if they had a wisdom of their own."

"mais quoique le logos soit commun à tous, la plupart vivent comme s'ils avaient une intelligence à eux"

Woraus rühren diese Schwierigkeiten? Aus den Wörtern und der Grammatik des Griechischen und der Sprachen, in die man den Satz des Heraklit zu übersetzen versucht. Was ist mit "logos" gemeint, das der eine mit "Weltgesetz", der andere mit "Wort", ein dritter mit "wisdom" übersetzt? Das kann ja wohl nicht dasselbe sein. Hermann Diels, der beste deutschsprachige Kenner der Vorsokratiker, schreibt dazu: "Den Proteus λόγος in irgend einer andern Sprache zu fassen, ist ja ganz vergebliches Mühen (Diels 1901, S. x). So belassen es manche konsequenterweise auch bei "logos" - Diels selbst übrigens nicht, er übersetzt das Wort mit "das Wort". Dies ist auch die Übersetzung, die sich für den Anfang des Johannesevangeliums eingebürgert hat: *Am Anfang war das Wort, In the beginning was the word, Au commencement était la parole*. Aber Dr. Faust war nicht der einzige, der damit nicht so recht zufrieden war - Wort, Sinn, Kraft, Tat? Was heißt es eigentlich, daß am Anfang "das Wort" war? Welches Wort? Denn allein im Deutschen gibt es ja hunderttausende. Ist es ein Wort, das es in allen Sprachen gibt? Das Wort aller Wörter? Der dunkle Heraklit ebenso

wie der heilige Johannes scheinen jedenfalls etwas ganz Bestimmtes zu meinen, denn sonst würden sie nicht sagen “*das Wort*”. Vielleicht ist es einfach die Erkenntnis, vielleicht hat auch das Wort, um das es hier geht, gar nichts mit Wörtern, wie sie in der Sprache auftreten, zu tun. Aber dann sollte man vielleicht auch nicht von “Wort” reden. Man kann sich nur schwer dem Eindruck entziehen, daß es Wörter gibt, die man gar nicht übersetzen kann, von denen aber auch gar nicht klar ist, was denn damit in der Sprache, in der sie erfunden wurden, gemeint ist.

Die Bedeutung der einzelnen Wörter ist nicht die einzige Problemquelle. Im griechischen Satz gibt es nur ein finites Verb - “(sie) leben”, die beiden anderen Verbformen, die darin vorkommen, sind Partizipien. In allen Übersetzungen - jedenfalls in allen, die ich kenne - werden diese Partizipien in finite Verben umgesetzt, selbst im Englischen oder Französischen, wo partizipiale Bildungen im Präsens eher gebräuchlich sind als im Deutschen. Und ebenso verwenden alle Übersetzungen, die ich kenne, einen Irrealis zur Wiedergabe des zweiten Partizips: “als ob sie eine eigene Einsicht (oder was immer mit *phronesis* gemeint ist) **hätten**”. So entsteht der Eindruck, als verwürfe Heraklit dies - die vielen haben keine eigene Einsicht, tun aber so als ob. Das Partizip aber markiert keinen Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv, noch gar markiert es, daß letzterer als Irrealis zu verstehen wäre. Es könnte daher genausogut heißen “sie leben wie Leute, die selber denken”. Die Vielen sind Aufgeklärte, die es wagen, ihren eigenen Verstand zu gebrauchen. Das ist nicht gut mit unserem Bild des elitären Heraklit vereinbar, aber mit seinen Worten ist es wohl zu vereinen - Heraklit als Vorläufer Kants. Vielleicht will er auch sagen “Die Gabe der Wortes ist allen verliehen, aber jeder denkt auf seine Weise”. Vielleicht heißt es aber auch: “die Erkenntnis vollzieht sich nicht im wechselseitigen geistigen Austausch, sondern in geistiger Isolation”. Sie denken zwar, es fehlt ihnen aber die kommunikative Kompetenz - Heraklit als Vorläufer von Habermas. Wer weiß?

Daß man den Satz des Heraklit so schlecht übersetzen kann, hat zwei ganz verschiedene Gründe. Der eine liegt darin, daß es im Deutschen, Englischen, Französischen keine klaren Entsprechungen gibt, weder auf der Seite der Lexik noch auf der Seite der Grammatik. Der andere liegt darin, daß der Satz im Griechischen selber so unklar und unbestimmt ist. Irgendwie hat man die Vorstellung, daß ein Ausdruck wie “*ho logos*” etwas Wichtiges bezeichnet; schließlich ist er ein Schlüsselbegriff nicht nur der griechischen Philosophie, sondern auch des Christentums. Aber eigentlich ist er eine Nebelwolke - Wort, sinnvolle Rede, Gedanke, Vernunft, Weltgeist, Gott. Es ist schwer dingfest zu machen, was damit nun **genau** gemeint ist. Nur eines scheint klar: *In einem gewissen Sinne sind Sprache und Erkenntnis dasselbe.*

Ephesos war ein Ort, in dem nicht nur Griechisch, sondern auch viele andere Sprachen gesprochen wurden. Ist auch ihren Sprechern der “*logos*” gemeinsam? Heraklit sagt darüber nichts. Aber es wäre schon merkwürdig, wenn mit “*hoi polloi*” nur die Griechen gemeint wären. In der gesamten griechischen Philosophie wird nur sehr wenig über andere Sprachen gesagt. Das mag zum Teil daran liegen, daß man das Gebrabbel der Barbaroi nicht ernstgenommen hat. Aber keine gebildeter Grieche hat die Perser oder die Ägypter für Barbaren gehalten, noch ihre Sprache verachtet. Allem Anschein nach hat man die Unterschiede zwischen Sprachen nicht für sonderlich wichtig gehalten, wenn denn nur ihre Sprecher gebildet waren. Persisch, Griechisch, Ägyptisch sind zwar in offenkundiger Weise verschieden, aber in einem anderen Sinne sind sie es nicht. Im berühmtesten aller antiken Texte über die Sprache - sieht man einmal von den so einflußreichen Grammatikern wie Donat und Priscian ab -, dem “*Kratylos*”, geht es zwar um die Frage, wieso die Wörter denn so sind, wie sie sind. Aber dabei wird die Bedeutung konstant gehalten, und es werden mögliche

Variationen der äußeren Form betrachtet. Es geht immer um die Frage, wieso das, was man unter "logos" versteht, *logos* heißt und nicht vielleicht *bekos*, nicht aber um die Frage, ob es einen Unterschied zwischen dem gibt, was *logos* und was *verbum* bezeichnen. Dies gilt für die gesamte Tradition der Antike, und es gilt für die gesamte mittelalterliche Tradition (wobei letztere freilich ein sehr viel subtileres Bild von den verschiedenen "Verstehensweisen" eines Wortes entwickelt). Die Unterschiede zwischen den Sprachen sind in gewisser Weise äußerlich; sie betreffen die Gestalt der Wörter oder die Art, wie sie flektiert werden. Aber das berührt nicht den Kern dessen, was eine Sprache leistet. *In einem gewissen Sinne sind alle Sprachen gleich.*

II Zwei Leitgedanken

Nun ist vielleicht, was die alten Griechen dachten, für uns heutige nicht mehr so wichtig. Aber mir scheint, daß diese beiden Vorstellungen bis heute die Diskussion darüber, was die Sprache und was die Sprachen leisten, bis in die unmittelbare Gegenwart bestimmen. Man kann sie direkt als den "ersten Leitgedanken" und den "zweiten Leitgedanken" der abendländischen Sprachphilosophie bezeichnen:

(1) Die zwei Leitgedanken

- I. In einem gewissen Sinne sind Sprache und Erkenntnis dasselbe.
- II. In einem gewissen Sinne sind alle Sprachen gleich.

Der Streit geht nur darum, wie man das "in einem gewissen Sinne" ausbuchstabiert. Eines der bekanntesten Zitate des sicherlich meistzitierten Philosophen des 20. Jahrhunderts lautet: *Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt.* Das kann man als eine enge Deutung beider Leitgedanken des ersten und als eine weite Deutung des zweiten verstehen. Die Sprache bestimmt die Grenze des Erkennbaren. Und da es heißt "*meiner Sprache*" kann damit auch gemeint sein, daß es in einer jeden Sprache anders ist.

Ein großer Teil der sprachphilosophischen - aber auch der sprachwissenschaftlichen - Diskussion der Neuzeit kann man als einen Ablösungsprozeß von diesen beiden Vorstellungen verstehen. Man kann dies als zwei Entwicklungslinien beschreiben, deren Anfang, wie immer in diesen Dingen, sehr schwer festzulegen ist und deren Verlauf erratisch ist. Die erste Entwicklungslinie ist von der Vorstellung geprägt, daß die Sprache - nicht eine bestimmte, sondern die Sprache überhaupt - eigentlich unsere Gedanken eher verwirrt und daß man sie entweder verbessern oder sich von ihr lösen muß, wenn man zur guten Erkenntnis gelangen will. Diese Linie mündet zum einen in den sogenannten "linguistic turn" der Philosophie des letzten Jahrhunderts; zum andern aber, und dies ist letztlich die viel wichtigere Entwicklung, zum Gebrauch anderer Methoden der Darstellung als der natürlichen Sprache, beispielsweise mathematischer Formeln - wo dies denn möglich ist.

Die zweite Entwicklungslinie rührt aus einer differenzierten Betrachtungsweise sprachlicher Verschiedenheit, die im achtzehnten Jahrhundert einsetzt und in die Vorstellung mündet, daß die einzelnen Sprachen sich nicht nur äußerlich, in Laut und grammatischer Form, unterscheiden, sondern daß sie bestimmte Denkweisen nahelegen, vielleicht gar erzwingen. Sie findet ihren schärfsten Ausdruck in der Vorstellung eines "sprachlichen Relativitätsprinzips", das mit Namen wie Humboldt, Whorf und Weisgerber verknüpft ist (Gipper 1972).

Man kann die erste Entwicklungslinie schlagwortartig durch einigen Zitate kennzeichnen. Francis Bacon war der erste bedeutende Denker, der mit der Rolle der Sprache für unsere Erkenntnis hart ins Gericht ging.¹ Zu den die Erkenntnis hemmenden "Idola fori", d.h. den trügerischen Vorstellungen, die aus dem Umgang der Menschen miteinander rühren, zählt er vor allem die Wörter des alltäglichen Sprachgebrauchs:

Aber die Idole des Marktes sind die lästigsten von allen; sie haben sich durch die Verbindung von Verben und Nomina in den Verstand eingeschlichen. Die Menschen glauben nämlich, daß ihr Denken den Wörtern befiehlt; es kommt aber auch vor, daß die Wörter ihre Kraft gegen den Verstand kehren; dies hat die Philosophie und die Wissenschaften sophistisch und unfruchtbar gemacht. Die Wörter aber werden größtenteils nach den Auffassungen des Volkes gebildet, und sie schneiden die Dinge entlang solcher Linien ein, die dem volkstümlichen Verstand am meisten einleuchten. Wenn dann aber ein schärferer Verstand oder eine sorgfältigere Beobachtung diese Linien verändern will, damit sie der Natur besser entsprechen, dann lärmten die Wörter dagegen an. (Bacon, *Novum organum*, hier zitiert nach der Übersetzung von Jürgen Trabant (2004), 125).

Bacon bestreitet nicht, daß es einen engen Zusammenhang zwischen Sprache und Erkenntnis gibt - genauer, zwischen den Wörtern und der Erkenntnis. Das, was die Wörter ausdrücken, spiegelt eine unvollkommene Vorstellung der Wirklichkeit, weil sich die Wörter so entwickelt haben, wie die Vielen reden. So wie sich die Sprache entwickelt hat, eignet sie sich, wie wir heute vielleicht sagen würden, für die Kommunikation - und damit ist nicht nur die des Pöbels gemeint - , nicht aber für die Kognition. Bacon äußert sich nicht zu irgendwelchen Sprachen im besonderen; was er sagt, scheint auf alle gleichermaßen gemünzt zu sein.

Bacon hat mit seinem Sprachskeptizismus weder in seinem Heimatland noch auf dem Kontinent einen unmittelbaren Widerhall gefunden. Erst ein gutes Jahrhundert später, und ohne direkten Bezug auf seinen Landsmann, greift John Locke im dritten Buch seines *Essay concerning human understanding* die "imperfection of words" auf:

when [...] I began to examine the Extent and Certainty of our Knowledge, I found it had so near a connexion with Words, that unless their force and manner of Signification were first well observed, there could be very little said clearly and pertinently concerning Knowledge: which being conversant about Truth, had constantly to do with Propositions. And though it terminated in Things, yet it was for the most part so much by the intervention of Words, that they seem'd scarce separable from our general Knowledge. At least they interpose themselves so much between our Understandings, and the Truth, which it would contemplate and apprehend, that like the Medium through which visible Objects pass, their Obscurity and Disorder does not seldom cast a mist before our Eyes, and impose upon our Understandings. (Locke, *Essay*, III, Kap. IX, 21).²

¹Ich entnehme dies dem schönen Buch von Jürgen Trabant (2004), dem ich auch ansonsten viele Anregungen verdanke.

²Das hat Konsequenzen für die Lektüre nicht nur Heraklits, die Locke auf den Satz bringt, daß man die Alten am besten gar nicht lesen soll: *Si non vis intelligi, debes negligi*. Der Grund: "What obscurity this [die Unvollkommenheit der Wörter] has unavoidably brought upon the

Locke bestreitet also nicht den ersten Leitgedanken. Er bestreitet nur, daß dieser Zusammenhang unbedingt ein guter ist. Man muß hier ändern eingreifen:

I am apt to imagine, that, were the imperfections of language, as the instrument of knowledge, more thoroughly weighed, a great many of the controversies that make such a noise in the world, would of themselves cease; and the way to knowledge, and perhaps peace too, lie a great deal opener than it does. (ibid.)

Das aber hat seine Grenzen:

[I am] not so vain to think, that any one can pretend to attempt to perfect Reforming the Languages of the world, no not so much as that of his own Country, without rendering himself ridiculous. To require that Men should use their words constantly in the same sense, and for none but determined and uniform Ideas, would be to think, that all Men should have the same Notions, and should talk of nothing but what they had clear and distinct Ideas of. Which is not to be expected by any one, who hath not vanity enough to imagine he can prevail with Men, to be very knowing, or very silent (III., Kap. XI, 2).

Der Gedanke, daß die Sprache ein Hindernis für die Erkenntnis sein kann, war nicht nur geboren, sondern er war sehr klar ausformuliert und begründet: ein unabdingliches Organ unserer Erkenntnis, ein "instrument of knowledge", aber ein höchst unvollkommenes. Dasselbe gilt für die Vorstellung, daß man die Sprache verbessern muß und kann, wenn man auf dem Weg der Erkenntnis fortschreiten will. In einer Hinsicht denkt Locke allerdings ganz traditionell. Zum einen ist die Sprache für ihn einfach "the words", und die Schwierigkeiten rühren aus der Art und Weise, wie die Wörter zu den Ideen stehen. Zum andern spielt die Verschiedenheit zwischen den Sprachen - deren er sich völlig bewußt ist - keine Rolle: der zweite Leitgedanke bleibt unberührt.

Der Lockesche Sprachskeptizismus, einmal eingeführt, ist nicht wieder von der Szene verschwunden. Aber er hat lange Zeit erstaunlich wenig Durchschlagskraft entwickelt.³ Die

writings of men who have lived in remote ages, and different countries, it will be needless to take notice. Since the numerous volumes of learned men, employing their thoughts that way, are proofs more than enough, to show what attention, study, sagacity, and reasoning are required to find out the true meaning of ancient authors. But, there being no writings we have any great concernment to be very solicitous about the meaning of, but those that contain either truths we are required to believe, or laws we are to obey, and draw inconveniences on us when we mistake or transgress, we may be less anxious about the sense of other authors; who, writing but their own opinions, we are under no greater necessity to know them, than they to know ours. Our good or evil depending not on their decrees, we may safely be ignorant of their notions: and therefore in the reading of them, if they do not use their words with a due clearness and perspicuity, we may lay them aside, and without any injury done them, resolve thus with ourselves." (Locke, Essay, III, chapter 9).

³Leibniz schreibt in einen "Nouveaux essais sur l'entendement humain", die ja eine Reaktion auf Locke darstellen, durchaus viel optimistischer: "Je croye veritablement, que les langues sont le meilleur miroir de l'esprit humain, et qu'une analyse exacte de la signification des mots feroit mieux coonoistre que toute autre chose les operations de l'entendement." (Nouveaux

vielen Bemühungen, die Sprache zu reinigen und zu verbessern, die mit dem Aufkommen der Volkssprachen eingesetzt haben, hatten ganz andere Ziele - Normierung, Wahrung des Alten, Ausscheiden von Formen und Konstruktionen, die man als unrein empfand. Beim Sprachskeptizismus geht es hingegen um die mangelnde Tauglichkeit der Sprache für die Erkenntnis in Wissenschaft und Philosophie, um den Nebel, den die Wörter zwischen Erkennenden und zu Erkennendes legen.

Bacon ging es vor allem um die Wissenschaften, Locke vor allem um die Philosophie, wie immer man das Verhältnis zwischen beiden sehen mag. In den Wissenschaften hat man dieses Problem in drei Weisen gelöst, nämlich durch die Ausbildung von Fachsprachen mit hochspezialisierten Terminologien, durch den Einbezug mathematischer Methoden und durch nichtsprachliche Ausdrucksmittel (Abbildungen, chemische Formeln). Dabei kann man die beiden letzteren auch als Sprachen ansehen - aber nicht als Sprachen im traditionellen Sinne dieses Wortes. In der Philosophie ist die möglicherweise fatale Rolle der Sprache erst im letzten Jahrhundert in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt und zu dem geführt, was man als "linguistic turn" bezeichnet. Wittgenstein hat der Sprachskepsis gleich in zwei unterschiedlich radikalen Varianten Ausdruck verliehen. Die Botschaft des *Tractatus*, der ja wie sein Verfasser etwas durchaus Messianisches hat, besagt im Kern, daß man aufgrund der Natur der Sprache selbst vieles nicht ausdrücken kann, eigentlich sogar das Wesentliche nicht ausdrücken kann. In seinen späteren Werken hat Wittgenstein entdeckt, daß es nicht nur den "logos aphopantikos" gibt, wie die Griechen gesagt haben: die Sprache dient nicht nur dazu, die Welt abzubilden, sie hat viele andere Funktionen. Aber sie verwirrt dennoch unsere Gedanken, oder zumindest die der Philosophen. Wie es in einer vielzitierten Wendung in den "Philosophischen Untersuchungen", §9, heißt:

Die Philosophie ist ein Kampf gegen die Verhexung unsres Verstandes durch die Sprache."

Nun ist dies vielleicht, wie der berühmte letzte Satz des "Tractatus", eine jener wunderbar plakativen Wendungen, zu denen sich Wittgenstein gern hinreißen läßt. Für Locke ist ein solcher Kampf nicht die Philosophie, sondern eine Voraussetzung für die Philosophie, und Wittgensteins eigenes Philosophieren wie das so vieler anderer Vertreter der sprachanalytischen Richtung beschränkt sich ja nicht darauf, gegen die Verhexung durch die Sprache anzukämpfen. Auch wüßte ich nicht zu sagen, welche zentralen philosophischen Fragen denn in den vergangenen hundert Jahren durch eine Analyse der Sprache geklärt worden wären. Dieser mäßige Erfolg mag mit dem Bild von der Funktion der Sprache zusammenhängen, das sich die sprachanalytische Philosophie macht.

An dieser hier natürlich nur angedeuteten Entwicklungslinie ist zweierlei eigentümlich. Zum einen wird der erste Leitgedanke letztlich nicht außer Kraft gesetzt: *In einem gewissen Sinne sind Sprache und Erkenntnis dasselbe*. Er wird nur relativiert: Wir erkennen durch die Sprache, und die Sprache spiegelt unsere Erkenntnis wieder. Aber die Sprache leitet die Erkenntnis auch fehl, weil sich in ihr falsche und wirre Erkenntnisse niedergeschlagen haben. Zum andern geht es in der älteren Diskussion fast ausschließlich und der neueren immer noch weitestgehend um **Wörter**, und bei diesen wiederum vor allem um Nomina. Aber das ist natürlich nicht die Sprache. Die Sprache bildet die Realität in Sätzen und Texten ab, und sie

essais, III.7.6). Und seine wiederholten Vorschläge zur Verbesserung des Deutschen sind nicht durch einen ausgeprägten Sprachskeptizismus bestimmt.

nutzt dazu die Bedeutung einzelner Wörter. Aber eine Sprache ist nicht eine Ansammlung von Wörtern, und die Bedeutung einzelner Wörter ist etwas sehr Verschwommenes. Wir kommen in Abschnitt IV ausführlich darauf zurück. Zunächst will ich jedoch auf den anderen Leitgedanken eingehen, die Idee, daß in gewisser Weise alle Sprachen dasselbe sind.

Dies ist natürlich nie so verstanden worden, als seien die Sprachen gleich. Die Alten waren ständig mit vielen Sprachen konfrontiert, und von König Mithridates heißt es, er selber habe - die Angaben schwanken - zwischen zwanzig und fünfzig Sprachen beherrscht und zu allen seinen Untergebenen in deren eigener Sprache gesprochen.⁴ Die Frage ist nur, wo man die Unterschiede verorten muß. Darüber gibt es in der antiken Sprachwissenschaft kaum direkte Aussagen, aber wenn man die Zeugnisse Arens (1969, Bd. 1, Auroux et al. 2001), interpretiert, so kann man in moderater Vergrößerung die Vorstellungen der Alten in drei Punkten zusammenfassen:

(2) Der zweite Leitgedanke, älteste Version

A. Die einzelnen Sprachen unterscheiden sich in der Zuordnung von Lauten und Bedeutungen - wobei bei letzteren fast immer die Bedeutung von Nomina betrachtet wird; es geht um das unterschiedliche Verhältnis von "vox" zu "conceptus".

B. Sie unterscheiden sich in der Flexionsmorphologie; damit sind nicht die Kategorien gemeint, die durch die Morphologie ausgedrückt wird - im wesentlichen Genus, Numerus und Kasus beim Nomen, Tempus, Person und Numerus beim Verb -, sondern die besonderen Formen, die zur Markierung gewählt werden. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, denn diese formale Variation gibt es auch bereits innerhalb einer Sprache.

C. Ansonsten sind alle Sprachen gleich.

Diese Weise, den Gedanken "In gewisser Weise sind alle Sprachen gleich" auszubuchstabieren, hat sich lange gehalten. Sehr lange, denn im Grunde findet sie sich, wenngleich expliziter und weitaus technischer formuliert, in den neuesten Varianten der Generativen Grammatik, also jener Richtung der theoretischen Linguistik, die in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Diskussion dominiert hat. Die Generative Grammatik hat in manchen Grundannahmen, vor allem aber in der technischen Durchführung ständig fortentwickelt, vom Modell der "Syntactic Structures" (1957) bis zum sogenannten "Minimalismus", der seit Beginn der Neunzigerjahre von Chomsky selbst vertreten und zunehmend radikalisiert worden ist. Zu den durchgehenden Momenten in all diesen Varianten zählt jedoch die Vorstellung, daß es in der Linguistik nicht um einzelsprachliche Besonderheiten geht, sondern um das, das allen Sprachen gemeinsam ist - um die "Universalgrammatik" (= UG). Jeder Mensch verfügt bei Geburt über diese Universalgrammatik, genauer gesagt, über ihren Anfangszustand (in der neueren Terminologie oft S_0 genannt), und dieser Anfangszustand erblüht dann unter dem Einfluß der Umwelt zur

⁴Es ist übrigens völlig unklar, wie damals Sprachen gelernt wurden; wir haben über die antiken Vorstellungen vom Sprachunterricht kaum eine Vorstellung. Die uns bekannten grammatischen Beschreibungen, beispielsweise der - freilich aus der Spätantike stammende - Donat, der ein gutes Jahrtausend als gleichsam kanonische Beschreibung der lateinischen Grammatik galt, war erstens sehr lückenhaft, und er war auch nicht zum Sprachlernen gedacht, sondern für jene, die bereits Latein konnten, nur eben kein klassisches Latein.

konkreten Einzelsprache. Dabei bilden sich eben auch all das aus, was Deutsch von Griechisch, Mohawk von Chinesisch unterscheidet. Chomsky (1992) buchstabiert den zweiten Leitgedanken so aus (PF steht für “phonological form”):

(3) Der zweite Leitgedanke, neueste Version

UG is concerned with the invariant principles of S_0 and the range of permissible variation. Variation must be determined by what is visible to the child acquiring language, [...]. It is not surprising then, to find a degree of variation in the PF component, and in aspects of the lexicon: Saussurean arbitrariness (association of concepts with phonological matrices), properties variation is limited to non-substantive parts of the lexicon and general properties of lexical items. (Chomsky 1992, pp. 4-5).

Die Universalgrammatik hat drei wesentliche Komponenten: die phonologische Form PF, die logische Form LF und eine Art “Rechenregeln”, die beiden miteinander verbinden. Alle drei Komponenten sind im Prinzip, vielleicht sogar im Detail, in allen Sprachen gleich. Alle Verschiedenheiten rühren aus dem Lexikon, d.h. dem Repertoire elementarer Einheiten. Dies heißt:

- A. Die Zuordnung von Konzepten zu Lautgestalten beim Wortschatz ist “arbiträr” und einzelsprachlich verschieden.
- B. Gewisse “periphere” Aspekte des Lexikons sind einzelsprachlich verschieden; damit ist beispielsweise die Art der Pluralbildung gemeint, d.h. die Art und Weise, wie die lexikalischen Einheiten *Haus - Häuser* oder *Tag - Tage* aufeinanderbezogen sind.
- C. Sonst ist alles gleich.

Mit anderen Worten: Es ist genau jene Vorstellung, die wir auch, wenngleich weniger deutlich ausgedrückt, in der antiken Sprachtheorie finden.

Eigentlich muß einem jeden, der im Laufe der Zeit mehr als eine Sprache gelernt hat und sie nicht vielleicht nur zu praktischen Zwecken nutzt, sondern auch einmal nach ihren Besonderheiten bedacht hat, diese Vorstellung trotz ihres ehrwürdigen Alters bizarr vorkommen. Sonst hätte man doch nicht diesen Ärger mit der französischen oder englischen Wortstellung, ganz zu schweigen von ferneren Sprachen. Im Deutschen kann das direkte Objekt vor oder hinter dem Verb stehen: *diesen Roman habe ich gelesen - ich habe diesen Roman gelesen*. Im Englischen muß es hinter dem Verb stehen - *I read this novel; this novel read I* geht nicht. Im Französischen steht das direkte Objekt dahinter, wenn es ein lexikalisches Nomen ist und davor, wenn es ein Pronomen ist: *j'ai lu ce roman - je l'ai lu*. In Wirklichkeit sind die Regularitäten sogar noch viel komplizierter - aber auf jeden Fall sind sie nicht gleich, nicht einmal bei diesen drei so eng verwandten Sprachen. Die Alten hatten es nicht mit Deutsch, Englisch und Französisch zu tun, sondern mit beispielsweise mit Griechisch, Aramäisch und Persisch. Aber da sind die Unterschiede in der Syntax nicht geringer, sondern größer.

In der Geschichte der wissenschaftlichen wie der philosophischen Sprachbetrachtung hat es nun sehr viel stärkere Ausschläge in der Ausbuchstabierung des Zweiten Leitgedankens gegeben. Sie im einzelnen zu beschreiben ist sehr schwierig. Vereinfacht gesagt gibt es drei

Ansätze; sie beruhen stets auf einer Unterscheidung zwischen “äußerer Form” und “innerer Form”. Erstere ist die Art und Weise, wie die Sprache - sei es in gesprochener oder in geschriebener Form - wahrnehmbar tritt, die “vox”, wie man in der lateinischen Grammatiktradition sagt, die “phonologische Form” des Minimalismus. Dazu zählt aber nicht nur die - im Prinzip willkürliche, nur durch die Tradition, nicht durch der Sache inhärente Prinzipien bestimmte - Lautgestalt der Wörter, sondern auch zumindest manche Regeln der Syntax, beispielsweise die eben erwähnten Wortstellungsregeln. Diese äußere Form ist von Sprache und Sprache verschieden. Was die “innere Form” angeht, so sind die Vorstellungen sehr viel unbestimmter; es ist jedenfalls eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Art, in der Bedeutung der Ausdrücke strukturiert ist. Die drei Grundansätze sind nun:

(4) Drei Grundansätze zur sprachlichen Verschiedenheit

- A. Alle Sprachen haben neben ihrer “äußeren Form” eine “innerer Form”, in der sie gleich sind.
- B. Alle Sprachen haben neben ihrer “äußeren Form” eine “innere Form”; in der sie teilweise verschieden sind.
- C. Alle Sprachen haben neben ihrer “inneren Form” zwei “äußere Formen”, eine, in der sie gleich sind, eine, in der sie teilweise verschieden sind. Über die innere Form ist nichts gesagt.

Die erste Betrachtungsweise hat die längste Geschichte. Es ist die der Alten, nur daß in deren Schriften kaum etwas Explizites zu diesen “inneren Form” gesagt wird. Aber es wird angenommen, daß im großen und ganzen allen Sprachen die gleichen Konzepte zugrundeliegen. In weitaus präziserer Form findet sich diese Betrachtungsweise aber auch in der neuesten Linguistik, beispielsweise in der Generativen Semantik, wie sie vor allem in den Siebzigerjahren von Autoren wie Ross, McCawley oder Lakoff vertreten wurde: jenseits aller Unterschiede in Phonologie, Morphologie und Syntax gibt es eine “semantische Tiefenstruktur”, die allen Sprachen gemeinsam ist. Alle Versuche, diese Tiefenstruktur zu präzisieren, sind freilich nicht sehr weit gediehen. Die Generative Semantik wird heute zumeist als obsolet angesehen. Aber letztlich liegt dieser Gedanke auch einem Teil der Formalen Semantik zugrunde, wie sie gleichfalls seit den Siebzigerjahren von Montague und vielen anderen entwickelt wurde; nur ist es dort keine prinzipielle Annahme über die Natur der menschlichen Sprachen, sondern eher ein technisches Prinzip: man konstruiert eine genügend reiche formale Sprache, in der sich die Bedeutung aller natürlichsprachlichen Ausdrücke wiedergeben läßt. In beiden Varianten bezieht sich die universale semantische Repräsentationsebene allerdings, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, lediglich auf die kombinatorische Seite der Semantik: wie ergibt sich die Bedeutung eines zusammengesetzten Ausdrucks aus der Bedeutung seiner Teile? Die Bedeutung der elementaren Ausdrücke wird entweder gar nicht betrachtet oder wiederum nur unter dem Aspekt einer möglichen Zerlegung in elementarere Bestandteile der Bedeutung.

Die zweite Sichtweise ist jüngerer Datums. Ihre Anfänge sind, wie dies so oft der Fall ist, schwer zu bestimmen. Eine erste vergleichsweise faßliche Gestalt findet sie in der zu Beginn des 18. Jahrhunderts aufkommenden Idee, daß es so etwas wie ein “génie des langues” gebe - so Condillac, der diesen Gedanken erstmals in einer gewissen Klarheit ausgesprochen hat. Dieser Gedanke wird im Laufe des 18. Jahrhunderts verschiedentlich aufgegriffen und dann erstmals von Wilhelm von Humboldt, der anders als seine Vorgänger über eminente Kenntnisse exotischer Sprachen verfügte, in den Mittelpunkt der Sprachbetrachtung gerückt.

Er gipfelt dann in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Idee eines “sprachlichen Relativitätsprinzips”, so wie es in den USA von Whorf⁵, viel stärker aber in Deutschland von der “inhaltsbezogenen Grammatik” der Fünfzigerjahre vertreten wurde. Wir kommen gleich darauf zurück.

Die dritte Sichtweise ist die der Generativen Grammatik in früheren Entwicklungsstufen. Sie beruht auf der erstmals in Chomskys “Aspects-Modell” von 1965 ausgeführten Idee, daß man innerhalb der Syntax - wohlgemerkt, nicht der Semantik - zwischen einer *Oberflächenstruktur* und einer *Tiefenstruktur* unterscheiden müsse. Letztere ist universal, in ersterer unterscheiden sich die Einzelsprachen. Diese Unterscheidung hat Schlagzeilen weit über die Linguistik hinaus gemacht. Das ist verwunderlich, denn bei Chomsky selbst ist es eher eine rein technische Unterscheidung zwischen zwei Regeltypen, die beide innerhalb der syntaktischen Komponente der Sprache liegen - solchen, die eine syntaktische Struktur erzeugen, und solchen, die syntaktische Strukturen dann noch einmal umwandeln. Aber die Terminologie ist sehr griffig: hinter all den oberflächlichen Unterschieden verbirgt sich eine “tiefe Gemeinsamkeit”, und worauf es ankommt, ist letztlich diese Gemeinsamkeit. Es gibt im Rahmen der Generativen Grammatik auch viele Versuche, die Tiefenstruktur - unter variierenden Bezeichnungen - präzise auszubuchstabieren. Das Ergebnis ist die weiter oben schon beschriebene Radikalisierung, in der die Unterscheidung letztlich aufgegeben wird.

Im Grunde sind sowohl die Sichtweise A wie die Sichtweise C dem Gedanken verpflichtet, daß “sehr viel” gemeinsam ist; sie relativieren damit den Zweiten Leitgedanken zwar, aber nur schwach. Anders ist dies bei Sichtweise B. Dort wird angenommen, daß auch nicht nur die äußere, sondern auch die innere Form der Sprachen eine verschiedene ist. Und wenn man den ersten Leitgedanken wahrhaft - die Vorstellung, daß in irgendeiner Weise Sprache und Denken dasselbe sind -, dann heißt dies zugleich, daß Menschen, die verschiedene Sprachen sprechen, auch “in irgendeiner Weise” anders denken.

III Die Sprachen prägen die Erkenntnis unterschiedlich

„Das Denken ist aber nicht bloss abhängig von der Sprache überhaupt, sondern auch, bis auf einen gewissen Grad, von jeder einzelnen bestimmten. ... Es gibt eine Anzahl von Dingen, welche ganz a priori bestimmt und von allen Bedingungen einer besonderen Sprache getrennt werden können. Dagegen giebt es eine weit grössere Menge von Begriffen, und auch grammatischen Eigenheiten, die so unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind, dass sie ... nicht ohne Umänderung, in eine

⁵In diesem Zusammenhang spricht man oft auch von der Sapir-Whorf-Hypothese. Obwohl es in diesem Aufsatz nicht um historische Einzelheiten geht, sei doch darauf hingewiesen, daß dies recht irreführend ist. Zwar hat Whorfs Lehrer Sapir durchaus auf einen möglichen engen Zusammenhang zwischen Sprache und Kulturentwicklung - einschließlich ihrer kognitiven Seite - hingewiesen, aber in erster Linie hat er sich dazu skeptisch geäußert. So schreibt er in seinem berühmtesten Werk: "When it comes to linguistic form, Plato walks with the Macedonian swineherd, Confucius with the head-hunting savage of Assam" (Sapir 1921: 219). Anders als Whorf verknüpft er diesen möglichen Zusammenhang nicht bestimmten morphologischen Formen.

andere übertragen werden können. Ein sehr bedeutender Theil des Inhalts jeder Sprache steht daher in so unbezweifelnder Abhängigkeit von ihr, dass ihr Ausdruck für ihn nicht mehr gleichgültig bleiben kann....“

So schreibt Wilhelm von Humboldt in einer seiner ersten veröffentlichten Schriften zur Sprachwissenschaft “Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung” (1820, § 17, in Humboldt 1903, S. 22); es war dies seine programmatische Antrittsrede an der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Er führt diesen Gedanken in den kommenden Jahren immer wieder aus, am umfassendsten in der berühmten Einleitung zu seinem Buch über die Kawi-Sprache “Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes”, 1836 aus seinem Nachlaß herausgegeben. Dort findet sich auch mehrfach die Rede von der “inneren Sprachform”. Aber dieser Begriff wird nie wirklich erklärt, ebenso die verschiedenen anderen, mit denen Humboldt umschreibt, was denn nun den einzelnen Sprachen über die äußere Gestalt hinaus eigen ist: sie bilden einen Organismus, in dem die einzelnen Teile aufeinander bezogen sind, sie haben je einen eigenen Charakter, und dergleichen mehr. Klar ist, daß sich seine Vorstellungen zwar nicht nur, aber doch vorwiegend auf die innere Struktur des Wortschatzes beziehen⁶: Die Bedeutung eines Wortes reflektiert zum einen unterschiedliche Erfahrungen, und zum anderen läßt sich diese Bedeutung nur im Verhältnis zu anderen Wörtern in derselben Sprache bestimmen. Es zählt daher immer zu einem kulturspezifischen sprachlichen Feld. Aber auch dieser Gedanke wird nicht wirklich durchgeführt, sondern immer nur an einige Beispielen durchgeführt und in - oft wunderschönen - Wendungen umschrieben.⁷

Humboldts Gedanken haben, anders als sein großer Name uns glauben macht, weder in der Sprachwissenschaft noch in der Sprachphilosophie des 19. Jahrhunderts große Wirkungen gezeitigt. Humboldt wird nur sporadisch zitiert, teils mit Respekt, teils in kritischer Distanz, aber sein Grundgedanke, so wie er im ersten Satz des obigen Zitats zum Ausdruck kommt, wird kaum ernsthaft diskutiert: „Das Denken ist aber nicht bloss abhängig von der Sprache überhaupt, sondern auch, bis auf einen gewissen Grad, von jeder einzelnen bestimmten.“ Zwar kann man für das ganze 19. Jahrhundert kann man zahllose Autoren anführen, die den ersten Teil dieses Gedankens bekräftigen. So schließt der in den angelsächsischen Ländern eminent einflußreiche Oxforder Sprachwissenschaftler und Philosoph Max Müller sein Buch “The Science of Thought” (1887) mit dem Satz: “No one, I believe, will be able in the future to dispute the fact that thought without language is impossible” (1887, p. 543). Aber dieser Teil des Gedankens ist nicht neu. Der zweite Teil wird zwar hin und wieder aufgenommen, insbesondere von Steinthal, nie aber wirklich konkretisiert. Danach ist unsere Erkenntnis in

⁶Der andere Bereich ist Art und Weise, in der die Wörter ihre Gestalt ändern; aber dabei geht es, wie bei vielen anderen vor ihm, eher um die Entwicklungshöhe der Sprache.

⁷Noch ein anderes, oft zitiertes Beispiel: "Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens. Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Sprache äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden." (Humboldt 1903ff., Bd. VII, S.53)

bestimmten Grenzen von den Besonderheiten der Einzelsprache bestimmt. Der Chinese “denkt” daher anders als der Franzose, im achtzehnten Jahrhundert einsetzenden dieser anders als der Baske oder der Eskimo.⁸ Nun würde man gerne wissen, wie dies genau aussieht. Was ist die “innere Form” des Französischen, im Gegensatz zu jener des Chinesischen, Baskischen und des Eskimo, und wie beeinflußt diese innere Form die Erkenntnis der sichtbaren und unsichtbaren Welt?

Bei Humboldt und praktisch all seinen Nachfolgern bleibt dies völlig im Vagen. Davon gibt es bis in die jüngste Zeit praktisch nur drei nennenswerte Ausnahmen, besser gesagt, Arten von Ausnahmen:

1. Die “Gliederung” der Welt durch den Wortschatz. Tausendmal erzählt wird das Beispiel des Eskimo mit seinen vielen Wörtern für den Schnee. In der “inhaltsbezogenen Sprachwissenschaft” - in den Fünfziger- und den beginnenden Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts der beherrschenden Richtung der deutschen Sprachwissenschaft- ist es das wichtigste Beispiel überhaupt (Helbig 1973: 119 - 161 gibt eine kritische, aber wohlablegende Darstellung) .

2. Die Ausprägung bestimmter semantischer Kategorien im grammatischen System, insbesondere in der Verbalflexion. Dies ist zwar nicht das einzige, aber das bekannteste Beispiel von Whorf: manche Sprachen drücken diese Konzepte nicht in der im “Standard Average European” üblichen Form aus, sie haben folglich ein anderes Konzept von Zeit und Raum.

3. Manche Sprachen haben keine Mittel, bestimmte logische Relationen auszudrücken, beispielsweise kontrafaktische Schlüsse der Art *Wenn er gekommen wäre, hätte er etwas erleben können*. im Gegensatz zu einfachen wenn-dann-Sätzen Dies wird beispielsweise dem Chinesischen zugeschrieben.

Das Problem mit fast all diesen Beispielen ist, daß sie entweder völlig falsch oder allenfalls halb wahr sind. Das “Eskimo” hat in seinen verschiedenen Varianten auch nicht mehr als vier oder fünf Wörter für Wasser im gefrorenen Zustand (Pullum 1991). Whorfs Behauptungen über das Hopi sind von verschiedenen Autoren (etwa Gipper 1972 oder Malotki 1983) nachgeprüft und nicht bestätigt worden.⁹ Ebenso ist es im günstigsten Falle eine krasse

⁸Aarsleff hat in einer Einführung zur englischen Ausgabe von Humboldts Hauptwerk (Humboldt 1988) seinen Verfasser daher in die Nähe zu rassistischen Denkweisen gebracht. Nun war Humboldt durchaus der Meinung, daß es eine kulturelle Entwicklung gibt, die sich auch in der Differenzierung der Sprache niederschlägt. Aber dies für rassistisch zu halten, ist schon kurios. In seiner schon erwähnten Antrittsvorlesung an der Berliner Akademie sagt er: “Meine bisherige [Erfahrung] aber hat mir bewiesen, dass auch die sogenannten rohen und barbarischen Mundarten schon alles besitzen, was zu einem vollständigen Gebrauche gehört, und Formen sind, in welche sich [...] in dem Laufe der Zeit das ganze Gemüth hineinbilden könnte, um, vollkommener oder unvollkommener, jede Art von Ideen in ihnen auszubilden.” (Humboldt 1903ff, Bd. IV, 2)

⁹Es ist, nebenbei bemerkt, bemerkenswert, daß die deutsche Ausgabe von Whorfs Aufsatzsammlung “Sprache, Denken, Wirklichkeit” wohl das meistgelesene linguistische Werk in deutscher Sprache ist, Grammatiken und Wörterbücher nicht gerechnet; die letzte

Vereinfachung, daß das Chinesische keine kontrafaktischen Schlüsse ausdrücken könne (siehe Wardy 2000, S. 25 - 30).

Heißt dies, daß die These schlichtweg falsch oder unsinnig ist. Daß einige konkrete Beispiele, die zur Illustration gewählt sind, nicht zutreffen, heißt nicht unbedingt, daß die zugrundeliegende Annahme nicht zutrifft. Zum zweiten hat die These, daß die einzelnen Sprachen unser Denken nicht nur überhaupt, sondern je nach ihrer Struktur unterschiedlich prägen, auch etwas sehr Suggestives. Sie entspricht der Alltagserfahrung eines jeden, der genötigt ist, hin und wieder in einer anderen Sprache zu reden oder zu schreiben. Man weiß, daß man bestimmte Dinge nicht so ausdrücken kann, wie man will - man hat oft das Empfinden, daß einen die Sprache zu Aussagen zwingt, die zwar dem eigentlich Intendierten nahekommen, aber doch irgendwie anders sind als wollte man sich der Muttersprache bedienen. Und das muß Gründe haben. Einer davon könnte die unzulängliche Sprachbeherrschung sein. Das mag sein. Aber diese Unzulänglichkeit betrifft oft nicht die Kenntnis der Wörter oder die Beherrschung der grammatischen Regeln. Woher rührt also die Unzulänglichkeit?

Sie muß damit zu tun haben, daß es in der Tat so etwas wie einen "Genius der Sprachen" gibt, um noch einmal Condillacs besonders unklare Wendung aufzugreifen. Aber wieso will es nicht gelingen, diese Intuition einer wissenschaftlichen Erklärung zuzuführen? Mir scheint, es gibt vier Gründe, weswegen man in dieser Frage nicht weitergekommen ist.

1. Das erste Problem sind begriffliche Unklarheiten. Humboldt ebenso wie viele seiner Nachfolger reden von "innerer Form", von "organischem Zusammenhang", von einer bestimmten "Weltsicht", die davon vermittelt wird (genie). Was ist damit gemeint? Wie verhält sich dieser "Organismus" zu dem, was man unbestritten über die strukturellen Eigenschaften einzelner Sprachen weiß - ihre Phonologie, ihre Morphologie, ihre syntaktischen Regeln, ihren Wortschatz?

Wenn man je nach einem Beispiel dafür sucht, daß die Wörter "cast a mist before our Eyes" sucht, die Literatur zu diesem Thema ist ein wundervolles Beispiel.

2. Es gibt kaum empirische Belege, und die wenigen, die zur Illustration angeführt werden, sind bestenfalls zweifelhaft. Diese Belegen sind zudem weitestgehend auf die Bedeutung einzelnen Wörter, bisweilen auch Wortfelder, und die Funktion einzelner grammatischer Morpheme beschränkt. Aber eine Sprache, die, wie das Chinesische, keine Tempusflexion hat, kann natürlich trotzdem ausdrücken, wann der Große Marsch war und wann man sich zu einem Rendezvous treffen will. Sie nutzt nur andere Mittel, beispielsweise temporale Adverbien.

3. Man denkt und redet im allgemeinen nicht in einzelnen Wörtern oder auch Sätzen, sondern in komplexen Zusammenhängen, deren sprachlicher Niederschlag ein ganzer Text ist. Ein Satz ist allenfalls ein Grenzfall eines solchen Textes. Wenn man verstehen will, wie die Sprache den "Zugriff auf die Wirklichkeit" prägt, muß man ganze Texte untersuchen.

4. Es ist nicht klar, an welcher Stelle bestimmte sprachliche Eigenschaften, die Wahl eines bestimmten Wortes, einer Flexionsform, einer sonstigen Regelmäßigkeit, in den

Ausgabe von 2003 ist die 24., und nach Angaben des Verlags ist das Buch mehr als 100 000mal verkauft worden.

Erkenntnisprozeß eingreifen. Ein solcher Eingriff ist nur dort möglich, wo von diesem System tatsächlich Gebrauch gemacht wird, entweder in der Sprachproduktion wie im Sprachverstehen.

Wenn man hier weiterkommen will, dann muß man sich daher über das verständigen, was in der Vorstellung von Sprache unkontrovers ist, man muß zu systematischen empirischen Untersuchungen übergehen, und man muß mit diesen Untersuchungen dort ansetzen, wo die Sprache, genauer gesagt, das einzelsprachliche System tatsächlich "arbeitet". Das kann die Sprachproduktion oder das Sprachverstehen sein. Dem will ich im folgenden Abschnitt nachgehen.

IV Wie funktionieren eigentlich Sprachen?

Jene, die sich heute von Berufs wegen mit der Sprache befassen, sind sich in vielen Dingen nicht einig. Gemeinsam ist allen aber sicher, daß sie so gut wie nie von "innerer Form der Sprache" reden, es sei denn, sie wollen einen Aufsatz oder einen Vortrag mit einem Zitat aus der älteren Forschung verschönern. Das ist eine negative Gemeinsamkeit. Auf der positiven Seite gibt es aber durchaus einige Grundannahmen, die im Kern von allen geteilt werden, Trivia der Sprachwissenschaft gleichsam. Dazu zählt:

A. Die menschliche Sprache beruht immer auf dem Zusammenwirken von zwei Arten von Informationen - der *Ausdrucksinformation* und der *Kontextinformation*. Erstere ist jene Information, die sich aus der jeweiligen Einzelsprache ergeben, beispielsweise dem Griechischen oder dem Englischen. Letztere ist all jenes Wissen, das den Beteiligten auf andere Weise verfügbar ist.

Ein einzelner sprachlicher Ausdruck ist immer vor dem *Hintergrund eines bestimmten Kontextwissens* zu interpretieren. Allein schon deshalb ist es ziemlich sinnlos, das Verhältnis von "Sprache" und "Erkenntnis" an einzelnen Ausdrücken - insbesondere an einzelnen Wörtern - festmachen zu wollen.

B. Ein sprachlicher Ausdruck ist eine Verbindung eines Ausdrucksträgers und einer Bedeutung, die einander konventionell zugeordnet sind.

Der Ausdrucksträger kann eine Lautfolge sein, eine Folge von geschriebenen Zeichen auf Papier oder auch eine Gebärde. Was die Bedeutung ist, läßt sich schwerer sagen; bei Substantive wie *Baum* oder *Diskursebene* geht es noch relativ einfach; viel schwieriger wird es bei Modalausdrücken wie *sollen* oder *vielleicht*, oder gar bei Partikeln wie *auch* oder *noch*. Grundsätzlich ist eine solche Bedeutung - sei es die eines Wortes oder eines zusammengesetzten Ausdrucks - immer eine abstrakte Entität ist, die irgendwo im Gehirn gespeichert ist, die sich auf Dinge aus der Außenwelt beziehen kann, aber nicht muß, und sich mit bestimmten Methoden beschreiben läßt.

In der Diskussion um die beiden Leitgedanken geht es vor allem um die Bedeutung von Nomina - um "Begriffe" oder "Konzepte". Aber das ist natürlich nur ein kleiner Ausschnitt des Ausdrucksrepertoires einer Sprache. Der "Charakter" einer Sprache, um einmal einen anderen Ausdruck Humboldts aufzugreifen, hängt sicher nicht minder mit dem

Gebrauch beispielsweise von Modalpartikeln wie *ja, schon, doch, wohl* zusammen.

C. Ein Ausdruck kann elementar ("Wort") oder zusammengesetzt ("Satzglied, Satz, Text" u.a.) sein.

Elementare Ausdrücke sind, etwas vereinfacht gesagt, die "einfachen Wörter". Zusammengesetzte Ausdrücke beruhen auf zwei Arten von grammatischen Regeln: entweder wird ein Ausdruck gebildet, der wiederum ein Wort ist - dann spricht man von morphologischen Regeln. Oder es wird ein Ausdruck gebildet, der über die Wortebene hinausgeht; dann spricht man von syntaktischen Regeln. Etwas anders gesagt, ein jedes linguistische System hat ein Lexikon - das ist der Verzeichnis der elementaren Ausdrücke - und eine Grammatik - das ist das Repertoire der Regeln, nach denen sich komplexe Ausdrücke bilden lassen. Diese Aufgliederung ist, wie man leicht sehen kann, zu einfach; zum einen gibt es viele Wörter, die nicht elementar, sondern zusammengesetzt sind. Zum andern können Ausdrücke der Form nach zusammengesetzt, aber der Bedeutung nach elementar sein (*zur Welt bringen - gebären*). Auch gibt es viele "Wörter", die zusammengesetzt Deshalb ist es korrekter, von "lexikalischen Einheiten" zu reden statt von Wörtern.

Auch dies ist ein Trivium der Sprachwissenschaft, so trivial, daß man schon fast geniert ist, es zu nennen. Aber in der Leitgedanken-Diskussion spielt es nur eine ganz untergeordnete Rolle.

D. Der Aufbau eines zusammengesetzten Ausdrucks wird nicht nur von den Regeln der Grammatik bestimmt, sondern auch von seiner Informationsstruktur.

Die Grammatik des Deutschen schließt bestimmte Wortstellungen aus; man kann nicht sagen *Wort war das Anfang am*. Sie läßt aber durchaus verschiedene Wortstellungen zu. Man kann sagen *Am Anfang war das*, aber auch *Das Wort war am Anfang*. Der intuitive Unterschied ist schwer auf den Begriff zu bringen, aber deutlich zu fühlen. Neben den rein grammatischen gibt es auch noch Prinzipien der Informationsstruktur, die bestimmen, wie eine Bedeutung zustandekommt, insbesondere aber, wie sie in den Fluß der Information in einem längeren Text eingebettet wird.

Die Wortstellung ist nur eines der verschiedenen Mittel, um die Informationsstruktur anzuzeigen. Ein anderes ist die Intonation, ein weiteres die Wahl zwischen verschiedenen nominalen Ausdrücken: *ein Maler - der Mahler - er - der*; manche Sprachen nutzen auch bestimmte Partikel, um die Informationsstruktur anzuzeigen.

Das "genie d'une langue", um zur Abwechslung einmal Condillac zu zitieren, hängt sehr stark davon ab, wie diese Informationsstruktur organisiert ist. So hängt die im 18. aufkommende Vorstellung von Sprachen, die logisch strukturiert sind und sich daher besonders gut zum Ausdruck des Gedankens eignen, und Sprachen, die eher von den "Leidenschaften" bestimmt und sich daher eher zum Ausdruck von Emotionen eignen, aufs Engste mit der Wortstellung, insbesondere der Freiheit der Wortstellung zusammen.

E. Sprachliche Ausdrücke sind grundsätzlich mehrdeutig.

Daß es mehrdeutige Wörter gibt, weiß jeder, und es wird auch in der sprachphilosophischen Tradition gesehen. Was aber nicht gesehen wird, ist, daß dies die Regel und keineswegs die Ausnahme ist: es gibt fast nie ein 1:1-Verhältnis von Bedeutung und Ausdrucksträger. Wer dies nicht glaubt, möge einfach in einem größeren Wörterbuch nachsehen. Sehr vergrößernd kann man drei Arten der Mehrdeutigkeit unterscheiden, nämlich lexikalische,

morphosyntaktische und pragmatische. Von diesen ist die erste die bekannteste; man denke etwa an die unterschiedliche Bedeutung von *Verband* in der Medizin, der Mathematik, der Jurisprudenz und der Marine. Morphosyntaktische Mehrdeutigkeiten rühren entweder aus der Flexion oder aus dem Satzbau. So kann die Wortform *schlafen* finit oder infinit sein; in ersterem Fall kann sie die erste oder die dritte Person Plural ausdrücken. Im Englischen sind übrigens fast alle Verbformen in diesem Sinne zwischen einer finiten und einer infiniten Verwendung mehrdeutig. Man kann sich jetzt überlegen, ob man dann konsequenterweise im Chinesischen - das keine Flexion kennt - alle Verbformen als in vielfältiger Weise mehrdeutig ansehen sollte. Der deutsche Satz *Um vier Uhr war er abgereist* ist syntaktisch mehrdeutig, weil offen ist, ob sich die Zeitangabe *um vier Uhr* auf das "war" oder auf das "abgereist" bezieht. In letzterem Fall ist die Abreise um vier Uhr, im ersteren früher als um vier Uhr. Solche syntaktische Mehrdeutigkeiten sind extrem häufig, werden aber meist überhaupt nicht bemerkt.

Pragmatische Mehrdeutigkeiten beziehen sich auf die Funktion einer Äußerung im Rahmen des sprachlichen Handelns. Wenn z. B. jemand sagt *Es ist kalt hier*, so sind dies zunächst einmal eine Behauptungen über einen bestimmten Sachverhalt, die wahr oder falsch sein kann - nach alter Redeweise ist es ein *logos apophantikos*. Pragmatisch gesehen hat eine solche Äußerung aber eher die Funktion einer Aufforderung. Es ist leicht zu sehen, daß solche pragmatischen Mehrdeutigkeiten in der aktuellen Kommunikation von besonderer Bedeutung sind. Ob sie in sie in irgendeiner Weise für die Erkenntnisfunktion der Sprache von Bedeutung sind, ist nicht leicht zu sagen; aber sie sind sicher charakteristisch für eine kulturspezifische Art der Kommunikation.

F. Sprachliche Ausdrücke sind vom Prinzip her vage.

Wir wiegen uns gern in der Vorstellung, daß man zumindest klar und unmißverständlich reden kann. Das ist auch sicher so, aber es geht fast immer nur dadurch, daß im jeweiligen Kontext viele Deutungsmöglichkeiten ausgeschlossen sind. Was genau ein bestimmter Ausdruck bezeichnet, ist nämlich fast immer eine Nebelwolke. Dies gilt für Wörter, es gilt auch für zusammengesetzte Ausdrücke. Es gilt nicht nur für Abstrakta wie etwa *Freiheit* oder *Charakter*, bei denen man dies vielleicht gerne zugetehen würde. Es gilt aber ebenso für Konkreta wie *Tisch* oder *Tasse*? Was genau unter diese "Begriffe" fällt, ist einfach nicht klar festgelegt.¹⁰ Vagheit und Mehrdeutigkeit sind eng verwandt, aber dennoch klar zu trennen - jedenfalls im Prinzips (auch die Wörter "Mehrdeutigkeit" und "Vagheit" sind mehrdeutig und vage). Das Wort "Ring" hat im Deutschen mindestens drei Deutungen - den Ring, den man um den Finger oder um den Hals trägt, eine Vereinigung von Gleichgesinnten (z.B. Einbrechern)

¹⁰Humboldt ist dies übrigens völlig klar: "Ich habe schon [...] ausgeführt, dass nicht leicht irgendein Wort, es müsste denn augenblicklich bloss als materielles Zeichen seines Begriffs gebraucht werden, von verschiedenen Individuen auf dieselbe Weise in die Vorstellung aufgenommen wird. Man kann daher geradezu behaupten, daß in jedem etwas nicht wieder mit Worten zu Unterscheidendes liegt und daß die Wörter mehrerer Sprachen, wenn sie auch im Ganzen gleiche Begriffe bezeichnen, doch niemals wahre Synonyma sind. Eine Definition kann sie, genau und streng genommen, nicht umschliessen und oft lässt sich nur gleichsam die Stelle andeuten, die sie in dem Gebiete, zu dem sie gehören, einnehmen." (Humboldt 1903ff, VII, S. 190).

und eine mathematische Struktur. Die ersten beiden Deutungen sind vage, die dritte - ein Ausnahmefall - nicht.

Entsprechendes gilt für zusammengesetzte Ausdrücke, beispielsweise ganze Sätze. So hat der Satz *In Spitzbergen schneit es leicht* zwei klar verschiedene Deutungen, von denen eine jede für sich betrachtet vage ist: "es kommt leicht dazu, daß es schneit" und "der Schnee, der fällt, ist ein leichter". Der Ausdruck *leichter Schnee* ist sicher nicht auf soundsoviel Volumeneinheiten pro Quadratmeter pro Zeiteinheit festgelegt. Ebenso kann man fragen, was es heißt, daß es leicht zu Schnee komme. Heißt es "oft"? Wahrscheinlich nicht, aber selbst wenn: Was heißt schon "oft"? Für die Wüste Gobi wäre zweimal im Jahr schon oft, für Turku eher nicht. Es bleibt unbestimmt, was "oft" bedeutet. Diese Vagheit ist keineswegs ein Fehler der natürlichen Sprache, sondern einer ihrer größten Vorzüge. Man kann nämlich jederzeit genauer werden; nur ist dies gewöhnlich nicht notwendig oder nicht erwünscht, weil ohnehin hinlänglich klar ist, was gemeint ist, und jede weitere Angabe daher sinnlos, überflüssig und unökonomisch wäre. Vor allem erlaubt sie dem Sprecher, sich zwanglos an die Erfordernisse der Situation einerseits und die Genauigkeit unserer alltäglichen Kenntnisse andererseits - etwa über den Schnee in Spitzberger - anzupassen. Sie erlaubt es, sich wie ein Gebildeter zu verhalten, der sich ja, wie nach Aristoteles zu Anfang der Nikomachischen Ethik sagt, dadurch auszeichnet, daß er nicht genauer ist, als es der Zweck verlangt.

E. Natürliche Sprachen sind nichts Einheitliches; sie setzen sich aus einer Reihe von Unterformen - Varietäten - zusammen, die eine gewisse Ähnlichkeit untereinander haben.

Alle Sprachen bilden sich über eine lange Zeit hinweg aus, sie werden in verschiedenen Gegenden von Sprechern verschiedener sozialer Herkunft bei sehr unterschiedlichen Gelegenheiten gesprochen. Deshalb gibt es weder die "die" deutsche noch die "griechische" oder die "chinesische" Sprache. Was man so nennt, ist ein Konglomerat von Dialekten, Sozioklekten, Fachsprachen, Stilebenen, Sprechregistern, usw, allgemein gesagt, *Varietäten*, die vieles gemeinsam haben, sich aber auch in vielem unterscheiden:

- in der Aussprache;
- in den grammatischen Regeln;
- in der konventionelle Zuordnung zwischen Ausdrucksträgern und Bedeutungen: nicht jeder versteht unter derselben Laut- oder Buchstabenfolge dasselbe.

Es ist wichtig zu sehen, daß Eigenschaften wie Mehrdeutigkeit, Vagheit und Kontextabhängigkeit sind keine gelegentlich zu beobachtende Störungen einer Sprache sind, vielleicht insbesondere bei nicht hinlänglich ausgebildeten Sprachen - **es sind fundamentale Züge einer jeden natürlichen Sprache**. Daß die Verständigung dennoch so oft funktioniert, liegt darin, daß sich die Beteiligten eben nicht nur auf das stützen, was durch die Mittel des jeweiligen Systems ausgedrückt wird, sondern daß ihnen eine Fülle von Informationen aus dem Kontext zur Verfügung stehen. Das tatsächlich durch die formalen Mittel einer Sprache Ausgedrückte ist nur ein Teil des tatsächlich "Gesagten".

G. Die Kontextinformation hat ganz unterschiedliche Quellen, die von Fall zu Fall

schwanken.

Man kann, etwas vereinfacht, drei Hauptformen des kontextuellen Wissens zu unterscheiden:

1. Hintergrundwissen (oder Weltwissen): Dies ist unser allgemeines, im Verlaufe des bisherigen Lebens angesammeltes Wissen über soziale, physikalische und sonstige Gegebenheiten. Dazu zählen insbesondere auch Kenntnisse oder Annahmen über das übliche, erwartbare und über das sozial angemessene Verhalten von Menschen in bestimmten Situationen - beispielsweise darüber, wie man sich in einem Restaurant verhält oder wie man eine Fahrkarte erwirbt. Dieses Weltwissen verändert sich natürlich fortwährend. Aber im Vergleich mit anderen Formen kontextuellen Wissens ist es vergleichsweise stabil; es ist irgendwie im Langzeitgedächtnis verankert.

2. Situationswissen: Damit sind all jene Informationen gemeint, die Sprecher und Hörer aufgrund ihrer Wahrnehmung der jeweiligen Situation entnehmen können. Im Gegensatz zum Weltwissen ist dieses Situationswissen nicht langfristig im Gedächtnis festgehalten, aus dem es zum Verständnis der jeweiligen Äußerung entnommen werden muß; vielmehr wird es mehr oder minder gleichzeitig zur Äußerung selbst vermittelt.

3. Wissen aus dem sprachlichen Kontext: Dieses Wissen kann sowohl den vorausgehenden wie - seltener - den folgenden Äußerungen entnommen sein. Es verändert sich sehr schnell. Je weiter solche Informationen aus dem sprachlichen Kontext von der jeweiligen Äußerung entfernt sind, umso geringer ist im allgemeinen ihre Auswirkung auf diese Äußerung.

Die unterschiedlichen Formen des kontextuellen Wissens spielen in einer Äußerungssituation meist eng zusammen. So deuten wir das in einer Situation Wahrgenommene beständig im Lichte unseres Weltwissens, und der sprachliche Kontext ist nicht einfach der Wortlaut der vorausgehenden (oder folgenden) Äußerung, sondern dessen Interpretation mithilfe des gesamten zuvor verfügbaren und relevanten kontextuellen Wissens.

Wenn man der Frage, wie Sprache und Erkenntnis zusammenhängen und wie möglicherweise ein bestimmtes sprachliches System eines Menschen Vorstellung von der Wirklichkeit prägt, auch nur ein wenig näher kommen will, dann muß man diese Trivia in Rechnung stellen. Es genügt nicht zu betrachten, wie einzelne "Begriffe", ausgedrückt durch bestimmte Wörter, einen Ausschnitt aus der Welt in sprachspezifischer Weise zergliedern. Vielmehr muß man sehen, wie die betreffenden Wörter im Zusammenwirken mit anderen Wörtern einerseits, mit vielen Formen kontextuellen Wissens andererseits einen bestimmten Ausschnitt der Welt zu bestimmten Zwecken abbilden. Ebenso wenig genügt es, die Funktion bestimmter grammatischer Formen, sagen wir der Tempus- oder der Pluralmarkierung, zu betrachten. Vielmehr muß man untersuchen, mit welchem unterschiedlichen Ausdrucksmitteln eine Sprache zeitliche Relationen darstellen kann und typischerweise darstellt und wie diese - oft, ja in der Regel mehrdeutige und vage - Darstellung mit anderen Quellen des Wissens zusammenwirkt.

Wir können das etwas allgemeiner formulieren. Wenn man nun verstehen will, wie ein bestimmtes einzelsprachliches System das leistet, was es leisten soll, dann muß man

(a) die Bedeutung der elementaren Ausdrücke beschreiben ("lexikalische Semantik"),

(b) ermitteln, wie sich aus der Bedeutung einfacher Ausdrücke die Bedeutung zusammengesetzter Ausdrücke ergibt (“kombinatorische Semantik”, auch “Satzsemantik”),

(c) wie die Ausdrucksbedeutung mit all jenen Informationen, die sich nicht aus der Sprache, sondern aus dem Kontext ergeben, zusammenspielen.

Wie schwierig dies ist, wird schon deutlich, wenn man versucht, die Bedeutung so alltäglicher Wörter wie *Anschlag*, *ziehen*, *auf* oder *gern* zu beschreiben - und eine Kultursprache hat hunderttausende von Wörtern!

V Die Sprachen bei der Arbeit

Die drei im vorigen Abschnitt genannten Aufgaben zumindest soweit zu lösen, wie es der entsprechende Untersuchungsbereich verlangt, ist aber nur der Anfang. Eine Sprache zu beherrschen, heißt nämlich nicht nur, die Bedeutung der Wörter und Regeln ihrer Zusammensetzung zu kennen und zu wissen, wie man die Kontextinformation integrieren kann. Es ist die Fähigkeit, einen bestimmten Ausschnitt der Welt, sei es der realen oder einer fiktionalen, in eine Text umzusetzen und umgekehrt, aus einem solchen Text eine bestimmte gedankliche Struktur abzuleiten, die dem ursprünglichen Sachverhalt zumindest nahekommt. Dabei spielt die Kenntnis des sprachlichen Systems eine wichtige Rolle - aber jemand, der die deutsche Sprache perfekt beherrscht, mag immer noch erhebliche Probleme haben, einen mehr oder minder komplexen Sachverhalt in Worte zu kleiden oder umgekehrt einen Text richtig zu verstehen. Erst wenn man dies geklärt hat, kommt man der Frage näher, wie denn überhaupt die Sprache etwas zur Darstellung bringen kann - mit anderen Worten, wie sie die Wirklichkeit erfassen kann und umbekehrt, wie man aus einer sprachlichen Darstellung eine gewisse Vorstellung über die Wirklichkeit gewinnen kann. Das aber wiederum ist die Voraussetzung dafür, die Auseinandersetzung mit den beiden “Leitgedanken” von einer spekulativen zu einer wissenschaftlichen Betrachtung zu machen.

Will man ernsthaft verstehen, wie eine Sprache dies leistet und wie verschiedene Sprache sich darin unterscheiden, dann muß man eine gewisse Kontrolle darüber haben, was denn das Abgebildete ist. Das ist sehr schwierig bei abstrakten Sachverhalten, sagen wir einer Darstellung der platonischen Ideenlehre, es ist leichter bei einfachen Aufgaben, zu deren Lösung sich die natürlichen Sprachen im Laufe der Menschheitsgeschichte entwickelt haben. Nicht alle Sprachen sind gleichermaßen dazu angetan, den Zusammenhang zwischen Sprache und Denken zu erörtern. Aber alle Sprachen erlauben zu erzählen, was wir gestern bei einer Schlägerei beobachtet haben, weshalb man gerade diese Person geheiratet hat oder wie man eine Erbsensuppe zubereitet.¹¹ Wenn man deshalb die Funktionsweise einer Sprache verstehen will, sollte man mit solch einfachen Fällen beginnen.

Betrachten wir ein simples Beispiel für die Lösung einer Aufgabe mit sprachlichen Mitteln. Solche Aufgaben werden kann man sich als Antwort auf eine implizite oder explizite Frage vorstellen. Deshalb sollte man etwas allgemeiner von einer “Quaestio” reden, die der Text beantwortet - ein Gedanke, der sich bereits schon in der antiken Rhetorik findet. Die

¹¹Es ist übrigens bemerkenswert, wie eingeschränkt auch die bestentwickelten Sprachen bei relativ einfachen Aufgaben sind. Niemand ist in der Lage, das eigene Gesicht so zu beschreiben, daß es sich von den Gesichtern aller anderer Menschen unterscheidet.

Quaestio legt der Art und Weise, wie der Text gebildet wird, gewisse Beschränkungen auf (vgl. dazu im einzelnen Klein und von Stutterheim 1987 und von Stutterheim 1997). Nehmen wir an, jemand hat eine Schlägerei beobachtet und soll nun dazu vor Gericht aussagen. Die zugrundeliegende Quaestio, unter Umständen vom Richter in Einzelfragen aufgelöst, ist so etwas wie "Was haben Sie (bei der betreffenden Gelegenheit) beobachtet?". Der Sprecher muß dann sein Wissen vom zugrundeliegenden Sachverhalt in einer Reihe von Stufen in einen Text überführen. Dabei kann man verschiedene Ebenen unterscheiden.

A. Ausgangspunkt ist der zugrundeliegende **Sachverhalt**. Hier ist das eine Schlägerei, ein komplexes Geschehen, das sich in Raum und Zeit einordnen läßt, verschiedene Personen und Sachen betrifft und sich aus vielen Teilereignisse zusammensetzt, die in einem kausalen und temporalen Zusammenhang stehen.

B. Maßgeblich für die sprachliche Umsetzung sind allerdings nicht die objektiven Gegebenheiten des Sachverhalt selbst, sondern das, was der Sprecher davon zu wissen glaubt. Dieses "**perspektivierte Wissen**" weicht in dreifacher Weise vom Sachverhalt ab: (a) die Wahrnehmung des Zeugen ist immer *selektiv*; (b) die Erinnerung hat es mehr oder minder *deformiert*, (c) in aller Regel werden in der Sprechsituation nur Teile des gesamten Wissens *aktiviert* (wobei durch Nachfragen weitere Teile aktiviert werden können).

Nicht bei allen Texten ist die Unterscheidung zwischen zugrundeliegendem Sachverhalt und dem, was der Sprecher davon zu wissen glaubt, sinnvoll. Ein Witz hat ebensowenig wie ein logisches Argument einen "externen Sachverhalt", der sprachlich abgebildet wird. Es ist daher sinnvoll, einen neutralen Ausdruck für das zu haben, was eigentlich zur Darstellung kommen soll. Dafür will ich hier **Sachkomplex** sagen. Bei der Zeugenaussage ist das das perspektivierte Wissen. Beim Rezept für eine Erbsensuppe ist es ein Bündel von Handlungen, verbunden mit bestimmten Informationen über die Ingredienzien und die verwendeten Geräte. In jedem Fall ist dieser Sachkomplex eine Menge von Informationen, die im Kopf des Sprechers gespeichert sind und nun zum Zweck der sprachlichen Umsetzung abgerufen werden.

C. Der Sachkomplex, hier also das perspektivierte Wissen des Sprechers, bildet die Grundlage für das, was der Sprecher nun tatsächlich sprachlich ausdrücken will - er muß eine abstrakte, zunächst nur in seinem Kopf vorhandene "**Diskursrepräsentation**" bilden. Das sind all jene Informationen, die der Sprecher in einer bestimmten Anordnung tatsächlich in Worte kleiden will. Um diese Diskursrepräsentation aufzubauen, müssen fortwährend vier Arten von Entscheidungen getroffen werden:

(1) *Selektion*. Nicht alles, was der Sprecher vom Sachverhalt weiß - oder zu wissen glaubt - wird tatsächlich ausgedrückt. Für seine Entscheidung sind zwei Kriterien maßgeblich: (a) was soll seines Erachtens der Hörer wissen, und (b) was davon muß explizit ausgedrückt werden: vieles ist ja bereits im Kontextwissen des Hörers vorhanden sein (etwa aufgrund dessen, was vorher gesagt worden ist), oder der Hörer kann es mutmaßlich inferieren.

(b) *Granularität*. Der Sprecher muß sich entscheiden, welche Auflösungstiefe er wählt; er kann etwa sagen "Der Karl hat den Peter verprügelt." oder sagt er: "Die beiden haben sich eine Weile ganz friedlich unterhalten. Dann ist der eine kurz rausgegangen, und der andere hat sich umgesehen und nach dem Kellner gerufen, und dann..., und dann..., und dann ...".

(c) *Linearisierung*. Der Sprecher muß sich entscheiden, in welcher Reihenfolge er die verschiedenen ausgewählten Informationen präsentiert. Wenn der Sachverhalt, wie in diesem Beispiel, selbst durch weitgehend linearen Zeitverlauf gekennzeichnet ist, ist es der Regelfall, daß die einzelnen Informationen in ebendieser Reihenfolge berichtet werden. Man spricht hier vom Prinzip der chronologischen Ordnung: "Wenn nicht ausdrücklich anders gesagt, entspricht die Folge der Sätze der Folge der Ereignisse." Aber bei vielen Texten - beispielsweise für einen wissenschaftlichen Aufsatz oder für eine philosophische Argumentation - gibt es kein so einfaches Linearisierungsprinzip. Für die Verarbeitung eines Textes ist es aber von größter Bedeutung, wann welche ausdrücklich gemacht wird.

(d) *Addition*. In aller Regel enthält ein wohlstrukturierter Texte auch eine Fülle von Informationen, die in den Augen des Sprechers wichtig sind, die aber gar nicht aus seiner Repräsentation des Sachverhaltes stammen - Vergleiche zu anderen Vorgängen, Querverweise, emotionale Stellung, Bekundungen der Unsicherheit, Kommentare, Bewertungen, moralische Urteile und dergleichen mehr. Anders gesagt, man kann in der Regel zwischen der *Hauptstruktur* eines Textes und unterschiedlichen *Nebenstrukturen* unterscheiden. Erstere antworten auf die dem Text zugrundeliegende Frage, hier also "Was haben Sie beobachtet?", letztere auf andere Fragen, die dem Sprecher wichtig erscheinen.

Das Ergebnis dieser vier Prozesse ist noch nicht der Text selbst, sondern das, was nun der sprachlichen Formulierung zugrundeliegt - ein Komplex an Informationen, gegliedert und gereiht, im Kopf, den er nun formulieren, d.h. in die Worte und Sätze einer bestimmten Sprache, etwas des Deutschen, umsetzen muß.

D. Die **Formulierung** ist auf jeden Fall sprachspezifisch: der Sprecher muß bestimmte Wörter wählen, bestimmte morphologische und syntaktische Regeln anwenden und dabei fortwährend dafür Sorge tragen, daß das, was ausgedrückt wird, in passender Weise mit dem beim Hörer unterstellten Kontextwissen zusammenspielt. Dabei kommen all jene Probleme ins Spiel, die weiter oben genannt worden sind: Variabilität, Mehrdeutigkeit, Vagheit. Das Ergebnis, die sprachliche Formulierung ist immer noch eine abstrakte Struktur: der Sprecher könnte sich all das nur denken, ohne es tatsächlich auszusprechen, niederzuschreiben oder, falls er das beherrscht, in Gebärden auszudrücken.

E. Der letzte Schritt besteht darin, die sprachliche Formulierung in etwas materiell Greifbares umzusetzen - in vernehmbare Laute, in Zeichen auf dem Papier, in Gebärden bei einer Zeichensprache. Diesen motorischen Prozess bezeichnet man als **Artikulation**.

Einen Text zu bilden, der eine so simple Frage wie "Was haben Sie bei dem Unfall beobachtet?" sinnvoll beantwortet, ist ein außerordentlich komplexer Prozess. Dies muß man sich vor Augen halten, wenn man verstehen will, wie sich die Folge von Lauten und Buchstaben, die am Ende des Prozesses steht, denn überhaupt zu dem verhält, was verstanden sein soll.

Wo im Verlaufe dieses Prozesses greift nun die Struktur der einzelnen Sprache ein? Es ist klar, daß man sich spätestens auf der Ebene der Formulierung auf die Wörter und Konstruktionsmittel der jeweils gewählten Sprache zurückgreifen muß. Aber es könnte durchaus auch vorher sein - selbst bei schlichten Aufgaben wie der Beschreibung einer Schlägerei vor Gericht, bei der die Fakten ja visuell gegeben und relativ greifbar sind. Die gilt auch dann, wenn man nicht etwas vergleichsweise klar Umrissenes, Konkretes, der

Wahrnehmung Zugängliches wie eine Schlägerei zum Ausdruck bringen will, sondern einen abstrakten, nur durch logische Beziehungen zusammengehaltenen Gedankenkomplex - sagen wir jenen, der durch die Quaestio *Ist der menschliche Wille frei?* umschrieben wird. Nur steigt dann die Komplexität des Prozesses, bei dem Vorstellungen in Texte übertragen werden, um viele Größenordnungen, und die ebenso die Ansatzpunkte, an denen die besonderen Mittel der Einzelsprache prägend eingreifen können.

VI Schlußbemerkung

Genau klären zu wollen, was die Sprache dabei leistet, wenn sie Gedanken in Worte oder Worte in Gedanken umsetzt und an welcher Stelle vielleicht die Besonderheiten des einzelsprachlichen Systems zum Tragen kommen, hat etwas Hoffnungsloses, und dies erklärt auch, weshalb man bei beiden Leitgedanken bislang so wenig vorangekommen ist. Wenn es einen Weg dazu gibt, dann ist es ein sehr langwieriger. An seinem Anfang müssen überschaubare und mit wissenschaftlichen Mitteln erfaßbare Aufgaben stehen. Wie gehen Sprecher verschiedener Sprachen vor, wenn sie vor just derselben sprachlichen Aufgabe stehen - beispielsweise eine Schlägerei oder ein Bild beschreiben, eine Wegauskunft geben oder erklären, wie man Schuhe putzt. Dabei gibt es Unterschiede, die aus verschiedenem Wissen rühren, vielleicht auch aus persönlichem Talent, es gibt aber auch Unterschiede, die aus Eigenschaften der gewählten Sprache rühren. Diese Aufgaben kann man variieren, man kann sie zunehmend komplexer und abstrakter machen, und so schließlich zu einer begründeten Antwort auf die Frage kommen, wie das "in einem gewissen Sinne" der beiden Leitgedanken auszubuchstabieren ist.

Diesen Weg zu gehen, ist mühselig langwierig, es ist der unendliche Weg der Schildkröte, nicht der des stolzen Adlers mit der großen Perspektive. Der Rat, ihn einzuschlagen, ist wenig einladend. Es ist damit vielleicht wie mit Goethes Rat an Hölderlin, den wir aus seinem Brief an Schiller vom 23.8.1797 kennen: "Ich habe ihm besonders geraten kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen." Hölderlin hat sich nicht daran gehalten. Aber Hölderlin war ein Genie. Vielleicht gibt es auch ein Genie, das ohne den mühseligen Weg der geduldigen empirischen Forschung eine Antwort auf die beiden Leitgedanken findet, die nicht im Spekulativen verbleibt. Ich glaube es aber nicht.

Literatur

Arens, Hans (1969): *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis in die Gegenwart*. Freiburg: Alber.

Auroux, Sylvain, E.F.K. Koerner, Hans-Josef Niederehe, Kees Versteegh, Hrsg. (2001/2006): *History of the Language Sciences - Geschichte der Sprachwissenschaften - Histoire des Sciences du Langage*. Berlin, New York: de Gruyter

Diels, Hermann (1901). *Heraklit von Ephesos*. Berlin.

Gipper, H. (1972). *Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese*. Frankfurt: Fischer.

Helbig, Gerhard (1973): *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*. Leipzig: VEB

Bibliographisches Institut.

Humboldt, Wilhelm von (1903ff): *Gesammelte Schriften*. Berlin: Behr. (leichter zugänglich, mit gleicher Stellenangabe, in Humboldt, Wilhelm von (1963): *Schriften zur Sprachphilosophie*. Cotta: Stuttgart).

Humboldt, Wilhelm von (1988) *The Diversity of Human-Language Structure and its Influence on the Mental Development of Mankind*. Cambridge: CUP.

Klein, Wolfgang, und Christiane von Stutterheim (1987): Quaestio und referentielle Bewegung in Erzählungen. In: *Linguistische Berichte* 109, 163-183.

Locke, John (1690). *An Essay concerning Human Understanding*. London. (viele Ausgaben).

Malotki, Ekkehart (1983): *Hopi Time. A Linguistic Analysis of the Temporal Concepts in the Hopi Language*. Berlin: de Gruyter.

Pullum, Geoffrey K (1991): *The Great Eskimo Vocabulary Hoax: And Other Irreverent Essays on the Study of Language*. Chicago: University of Chicago Press.

Sapir, Edward (1921): *Language. An introduction to the study of speech*. New York: Harcourt, Brace and World.

Stutterheim, C. von (1997). *Einige Prinzipien des Textaufbaus. Empirische Untersuchungen zur Produktion mündlicher Texte*. Tübingen: Niemeyer

Trabant, Jürgen (2004): *Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens*. München: C. H. Beck.

Wardy, Robert (2000): *Aristotle in China. Language, Categories, and Translation*. Cambridge: CUP.

Whorf, Benjamin L. (1963): *Sprache, Denken, Wirklichkeit*. Hamburg: Rowohlt.